

In der Schwelle.

Frühling funkelt auf deinem Gartenland, Schlingt um blühende Zweige sein Verlangen.

Trug ich einst nicht ein Kränlein von Märchengold? War mein Herz nicht jung und das Glück mir hold?

Deine Liebe war mit ein gülden Kleid, Deine Lieder waren mein Prunkgeschmeiß.

An der Schwelle, wo einst das Glück gehobnt, Ein' ich nieder, heimatlos und entthront.

Mord!

Erzählung von St. Adolfs.

Auf dem Moosboden des Waldes liegt ein toter Mann. Lang ausgestreckt liegt er da, mitten zwischen dem grünen Buschwerk, von welchem rote Beeren herabhängen, roth wie die Blutstropfen, die aus der Brustwunde über das Hemd herabgerieselte sind.

Auf der Landstraße, welche durch die Fichten hindurch schimmert, erscheint eine dunkle Gestalt in dem grellen Licht der Vormittagssonne. Langsam kommt die Gestalt näher.

Jetzt bleibt der Baron am Rande des Waldes stehen, zieht den Hut ab und fährt sich mit dem Tuch über die Stirn. Es ist heiß in der Sonnengluth, heiß, selbst wenn man nur langsam geht.

Der Baron reißt sich zusammen. „Tag, Tag! Was ist das für eine Geschichte? Mord?“

„Zweifellos, Herr Baron. Mord durch Erschießen aus nächster Nähe. Ich verlese mich ein wenig auf solche Sachen. Deshalb darf ich auch Niemanden in die Nähe des Toten lassen.“

„Es klingt wie eine Entschuldigung. Der Baron achtet nicht darauf. Er fragt, und in seinem Tone liegt etwas Banges, Gedrücktes: „Kennen Sie den Ermordeten?“

„Es ist kein Hiesiger.“ Die Augen des Barons suchen in den Bügen Kohlers zu lesen. „Es ist kein Hiesiger!“ Soll das einfach bedeuten: „Nein, ich kenne ihn nicht“, oder steckt hinter dieser zweideutigen, ausweichenden Antwort eine bestimmte Absicht? Wieder fährt er sich mit dem Tuch über die Stirne, auf welcher große Schweißtropfen stehen, trotzdem er doch längst im Schatten des Waldes der heißen Sonne entzückt ist. Zu soll oder Absicht? Er muß Klarheit haben!

„Kohler, erinnern Sie sich noch unserer letzten Wander?“ „Gewiß, Herr Rittmeister!“ Ein freudiges Lächeln geht über die Lippen des Barons als Unteroffizier im Heere diente, bildete seine schönste und seltsame Erinnerung.

„Gewiß, Herr Rittmeister, das waren noch schöne Zeiten! Wie wir zusammen auf Rumpfschaft ritten und ganz dicht an die Gegenpart heran kamen, so daß wir die Herren sogar bei ihrem Gespräch belauschten und den ganzen Kriegsplän erfahren, und wie wir dann am anderen Morgen die weitaufsteigende Alttade ritten, und wie die

Anderen sich nicht gefangen geben wollten, ganz gegen alle Raison, denn im Ernstfalle wäre keiner von ihnen mehr am Leben gewesen. Da war besonders Einer, ein großer, blonder Leutnant, der wollte sich durchaus nicht gefangen nehmen lassen, und —

„Der blonde Leutnant! Jesus Maria, der blonde Leutnant! Er ist es, genau er, der da drüben liegt!“ Der Schloßherr nickt. Und in diesem Augenblick weiß Josef Kohler alles genau, wer den Mord verübt hat, weiß es ohne Fragen und ohne Suchen. Eigentlich sollte er jetzt dem Anderen die Hand auf die Schulter legen und ihn verhaften. Eigentlich — Aber es ist doch sein Rittmeister, ist der Mann, zu dem er stets mit Liebe und Ehrfurcht aufgeschaut hat. Herrgott, was soll das Alles bedeuten? In dem Kopf des braven Mannes wirbelt alles durcheinander. Er vermag nur zu stammeln: „Aber Herr Rittmeister, oder Herr Rittmeister!“

Er ist mehr aufgeregt als der Baron, der jetzt, da der Andere die Wahrheit weiß, ganz ruhig und gefaßt ist. Er vermag sogar über die Aufregung des Braven leise zu lächeln. „Das ist eine lange Geschichte, lieber Kohler, eine Geschichte in mehreren Kapiteln, die sich nicht so rasch erzählen läßt. Ich müßte zuerst berichten, wie ein blonder, junger Mensch, ein lustiger Kerl, aber ein leichtsinniger Patron, ein Spieler und Schuldenmacher, trotz aller guten Lehren, trotz aller Unterstützung, vor die Hunde kam. Wie er dann, als er den bunten Rock ausgezogen hatte, immer tiefer sank, wie er zum Berufsspieler wurde, vielleicht sogar zum Fallschpieler und schließlich zum Erpresser.“

„Ich kann Ihnen das Alles nur andeuten, Kohler, nicht erzählen. Denn es ist nicht mein Geheimnis, wenigstens nicht mein allein. Und Alles liegt so weit, so weit zurück, die Sünde und das Vergessen einer Stunde, der kurze Rausch, der längst gebüßt ist durch ein strenges, pflichttreues, selbstloses Leben. Da kommt auf einmal so ein Schurke und gräbt die Vergangenheit aus und droht mit Verrat, droht, das mühsam erworbene, schwer erzwungene Lebensglück frech zu gestören. Sie hat Kinder, die sie verehren, die zu ihr aufblicken wie zu einer Heiligen! Und da kommt so ein Schurk und droht mit den Gespenstern der Vergangenheit! Man stoßt ihm den Mund mit einer Handvoll Banknoten. Er kommt wieder und wieder, und man zahlt immer und immer. Nur sie soll verschont bleiben, nur sie soll nicht gestört werden in ihrem Seelenfrieden. Und da, eines Tages kommt ein Brief von ihr, ein angstvoller Brief, aus dessen Worten die bebende Angst herausleuchtet: „Er war bei mir und hat mit Entschlossenheit gedroht!“ Können Sie sich das vorstellen, Kohler, was da in einem vorgeht in so einem Augenblick? Man hält es nicht aus in den vier Wänden, man muß hinaus in die Freie, muß den Sturm im Innern auskosten in stundenlangem Marsch, bis die Ermüdung des Leibes sich als beruhigender Balsam auch auf die stürmische Seele legt. Mechanisch, wie man nach dem Hute greift, greift man bei dem Weggehen auch nach dem Stutzen. Und dann trifft man den Anderen im Walde, und der höhet noch und schreit. Dann steht man da und hält die Büchse in der Hand und blickt hinab auf den Leichnam und wundert sich, daß man gar keine Reue und Gewissenbisse empfindet, und hat nur die eine Angst: Jetzt erst recht könnte Alles ans Tageslicht kommen, jetzt erst recht könnte sie hineingezerrt werden, jetzt erst recht könnte die Vergangenheit lebendig werden. Versteht Sie das, Kohler?“

Der erste Mann nickt. — „Ich verlese das recht gut, Herr Rittmeister. Ich selbst — vielleicht wäre ich auch ein Anderer geworden, wenn die Lüge nicht mit dem Schauspiel durchgegangen wäre, damals, als ich gerade mein letztes Jahr diente und —. Doch dort kommt die Gerichtskommission. Der Walter kommt mit, der Polizeiwachtmeister aus der Stadt mit seinem Spürhund. Ich habe um ihn telefoniert. Deshalb buldete ich auch nicht, daß jemand die Mordstelle betrat. Keine Angst, Herr Rittmeister, ich weiß schon, was ich zu thun habe.“

Der Mord ist nie entdeckt worden, Kohler geht den Antommenden entgegen, stramm und aufrecht. Aber drei Schritte vor den Herren entfernt, stolpert er über eine Wurzel, fällt hin, und sein Gewehr entläßt sich. Da liegt Fluch, der Spürhund, und sein Blut vermischt sich mit dem des Ermordeten. Die Herren trösten den Gendarmen. Das kann Jedem passieren, und es war gottlob kein Mensch. Der Mord ist nie entdeckt worden.

„Vom Kaiserhof.“ Lehmann II, wenn der selige Schiller gesehen hätte, wie ich mich mit Ihnen plagen muß, dann hätte er noch einen „Kampf mit dem Rhinogros“ geschrieben!“

Die Erfüllung.

Ein Schattenriß von Hans von Thal.

Durch die Nacht fließt das breite Rauschen der regungslosen Wälder, kaum, daß das Gebälger der alten, das Schloß hütenden Silberpappeln sich leise regt. Wie Gespenster ragen ihre schwarzen Silhouetten in die laue Luft, ernst, abweisend, selbstbewußt in stolzer Einsamkeit. Der breite, flache Fluß treibt lautlos und träge seine Wellen an dem grauen Schloßgebäude vorüber, und nur bei den Jochen der hölzernen Brücke tönt ein schwaches, gurgelndes Flutchen, das träumende Gesprieße schlafender, in den Uferbüschen kauender Vögel überläutend.

Auf der Brücke steht ein alter Mann; er lehnt am Geländer und sieht in die schwarze Fluth. Wir hängt ihm das eisgraue Haar unter dem vermutterten Hut in die weißen Stirne. Der frommerhafte Anzug schlottet erschlossen um den hageren Leib. Ein stöhnender Seufzer durchzittert die Luft, die nicht schneller zieht, obgleich in dem geprehten Laute eine Welt von verzweifelter Sehnsucht klingt. Jetzt wirft der Alte aus heißen Augen einen Blick auf das Schloß und flüchelt sich müden, hoffnungslos schleppenden Schrittes über die Brücke.

Vor dem Schloßthore neben der Einfahrt steht ein Steinstück, von geraden Stämmen aus Birkenholz umgeben, im tiefen Schatten blühender Magnoliendäume, deren wirres Gezweige im dämmernen Mondlichte schwarze Schlangengruppen auf die Tischplatte schlingern. Scheu berührt der Strohich den kalten Stein, als müchte er das Gemüth dem Tische streifen. Stumpf fällt er in einen Sessel und stiert auf den vor ihm ragenden stolzen Bau. Ueber dem Thore schimmert in weissem Marmor über der neuzugigen Krone ein Wappenstein mit der Devise: „Semper supra!“

Die Hölten um Aug und Mund vertiefen sich, als sein Blick den Wappenstein streift. Ein lautloses Hohngeächter schüttelt ihn und das Auge läßt er mit beigemem Behagen an sich hinabgleiten. Semper supra!

Mit dem kalten Blide der Hoffnungslosigkeit streift er die Lürme, das Dach mit den rothigen Windfahnenlein auf den Lutenhäuschen, die Spitzbogenseiter der Schloßkapelle.

Dort hatte der junge Graf Sigi als Kind dem Schloßkaplan ministrirt, dort stand er am Altare mit der Kerze in der Hand bei der ersten Kommunion, damals war er noch gut und glücklich, ach, so glücklich! Schwer sinkt das Haupt auf den kalten Stein, dessen Kühle die Stirne schauernd durchdringt. Regungslos bleibt er, ein Steinbild, doch in seinem Herzen tobt der wüthende Schmerz zerrender Erinnerung und in seinem Hirne kreist das grauige Gespenst beginnender Selbstkenntnis.

Bei diesem Tische, auf diesem Tische war er jubelnd auf des Vaters Knieen geritten, hier hatte die Mutter den Liebling auf den Schooß genommen und ihm die blonden Locken gestrichen. Und wie die gespenstige Vision eines Sterbenden sieht er eine Lebensrolle sich abspalten. Die Kinderzeit im Schlosse, die losen Streiche in der Kadettenhule, seine Ausmusterung als Husarenleutnant, den schnellen Tod seiner Eltern.

Und dann? Ja, und dann das furchterlose wilde Leben, die Jagd nach ulerlosem Genuße, Spiel, Weiber, Sekt, und die vielen, vielen Freunde! Und tiefer sieht die Sonde der Erinnerung in die wüste Vergangenheit. Einmal sah er inmitten seiner Kameraden bei Kurfürst und Champanner, umloft von lärmendem Jubel schrankenlos übermüthet, und da hatten sie ein altes Zigeunerweib mit seiner hübschen Tochter gewaltsam in den Kreis gezerrt, die Kleine gebergt und Späßes halber die Alte gezwungen, ihnen wahrzujagen.

Und als sie Sigi's Hand auf die Linien gepreßt und ihm forschend in die Augen geschaut, da hatte sie einen Spruch gesagt, der jetzt den Alten höhnisch auflocken läßt: „Du wirst verlieren all Dein Gut, Um Lieb' und Hilf' begeben's werben; Doch wirst Du all mit frohem Muth, Im Schlosse Deiner Ahnen sterben.“

Das erste ja, das war eingetroffen; war auch nicht schwer zu errathen gewesen! Liebe? Gab's die überhaupt auf der Welt?

Und Hilfe hatte er auch keine gefunden, nirgend, nicht bei den vielen Freunden, denen er so oft geholfen, nicht bei Verwandten, die ihn in Bann und Aht gethan!

Die einzige Hoffnung, die er noch gehabt, war gefleht auf den Tod der alten Excellenzgräfin Marie — und diese war unlängst gestorben und hatte ihr ganzes Vermögen wohlthätigen Stiftungen vermacht.

Es war aus, ganz aus! Und darum hatte er, von weit her, sich nächstens zum Schlosse geflüchtet, um ein Ende zu machen der hoffnungslosen Qual.

den; uralt dünkte er sich, obgleich er kaum Bierzig zählte. Nicht die Länge der Zeit maß't's, nur ihr Gewicht. Frohen Muth würde er aber nie mehr finden, nie mehr! Wie denn auch? So wenig als er hoffen durfte, im Schlosse seiner Ahnen zu sterben. Was sollte ihm der läppische Zigeuneranspruch? Nur ein letztes Adieu wollte er noch sagen, ein letztes Mal sein kaltes Herz erwärmen beim Anblicke des muthwillig verlorenen Paradieses.

Jetzt stand er unter dem Fenster und vermeinte das liebliche, über die Arbeit geneigte Profil der Mutter zu sehen. Ein wirrender, schluchzender Laut entrang sich der erkfindenden Brust . . .

Ein wüthendes Gebell und um die Ecke schossen zwei riesige dänische Doggen, denen mit tiefem Laut ein alter Jagdhund folgte.

Im Nu war der Strohich niedergedrungen und von den Bestien gefest. Er lag auf dem Rücken und sah in die flammenden Lichter und geifernden, blankbewehrten Rachen der Tiere. Er rührte sich nicht; er wußte, daß ihm die Hunde bei der geringsten Bewegung zerschellen würden. Er schloß die Augen. Bewegungslas lag er, auch als er fühlte, wie der Geifer der gierigen Bestien ihn tropfenweise bestrich. Doch bis in die Seele hinein drang ihm der erste Saft.

Leichten Sinnes hatte er sich die schiefle Ebene lodender Sinneslilien hinabrollen lassen, und als er in den Sumpf stagnierender Wissenlosigkeit geriet, merkte er es nicht. Sie und da hatte sich ihm ein leise stehendes Gefühl über die eigene Unwürde aufgedrängt, das er jedoch als Folge der Verarmung sich deutete. Er hielt sich noch immer für viel besser als die meisten anderen. Er fühlte sich nur unglücklich arm, aber innerlich intakt und dieser unberechtigten Stolz hatte ihn äußerlich aufrecht gehalten.

Jetzt aber, in dieser unwürdigen Stellung, in der Gewalt unermünder Bestien, deren Selbstsucht allein sein Leben preisgegeben war, da grante ihm seine Verkommenheit verhilft an, da kam es ihm zum Bewußtsein, wie tief er unter diesen Thieren hänge. Die Unwürde war zur greifbaren Materie geworden, die aus dem Rachen der heißen Doggen rann, und er mußte still halten bei dieser Schmach.

Wüthlich fühlte er die schnuppernde, kalte Schnauze eines Hundes seine Hand berühren; ein freudiges Winseln, ein lautes Jubelgeheul schlug an sein Ohr und eine warme Junge fuhr ihm lebend über das Gesicht. Wüthend öffnete er die Lider und starrte in die Augen des Jagdhundes, der eine Beute unfähiger Freude, mit der breiten Pfote über die Brust des Liegenden strich und hierbei vor Aufregung jene sprechenden, winkelnden Laute ausstieß, mit denen ein Hund seinen lang vermißten Herrn begrüßt.

Ein trampfhaftes Jittern unlagbarer innerer Bewegung schloß den Unglücklichen. Er erkannte Caro, seinen alten Hühnerhund und heiß, brennende Scham war ihm in die Wangen geflogen. Er, der Mensch, schämte sich vor dem Tiere. Er wandte den Kopf ab. Als aber der Hund nicht abließ von seiner plumpen Fährlichkeit und die Pfote immer wieder bat und schmeichelte, da gerach etwas in dem elenden Menschen. Die Schmutzkruste, die sich um alle klingenden Saiten seiner Seele gelegt und die bisher flump und ersticht den Ton verlogten, fiel plötzlich von ihnen ab, der erste reine Afford überströmender Dankbarkeit klang zwingend in ihm auf, und schreiend vor menschlicher Wonne und dankbarem Empfinden legte er beide Hände um den Hals des Tieres. „Caro!“

Doch hatt das Schmeichellaute entfuhr ihm ein Schmerzensschrei, denn eine Dogge hatte ihm mit wüthendem Bisse den Arm gefaßt.

Da flammten die bliden Augen des alten Hundes auf in tobenher Wut. Mit einem Sage war er der Dogge, die sich dessen nicht versch, mit stumpem Jahn an die Kehle gesprungen. Rosenbes Kampfschrei drang durch die Stille der Nacht. Die zweite Dogge hatte sich in Caros Genid begeben, der heulend vom Geuer abließ und nun rettungslos der Liebermacht der gewaltigen Bestien preisgegeben war. Da aber schnellste der Mann auf und warf sich schlingend dazwischen. Was galt ihm das Leben? Mit Fäusten und Füßen hieb und stampfte er in den halgenden Anäuel, bis er halb gerissen, beunruhigtlos zu Boden sank.

Als er zu sich kam, lag er im Schlosse, in Mütter's Arbeitszimmer, betruet von den erschröcktesten Schloßbewohnern, und auf dem Teppiche vor dem Bette sah Caro, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet. Die Wahrungslust der Zigeunerin war eingetroffen.

Ein erschörender Seufzer der Erleichterung hob die Brust des Sterbenden, dem sich beim Anblicke des von ihm geretteten Hundes ein siegestrobes Lächeln um die bleichen Lippen legte.

Reines Mißverständnis. „Wie, in Rom waren Sie und haben die Via Appia nicht gesehen?“ „Nun, vielleicht ist sie auch mal in Berlin ein Gastspiel!“

Sensationswut.

Ueber die Wurzeln dieser modernen Krankheit.

Die kann nur imbibitisch, von Innen aus bekämpft werden.

Die vielfach angefeindete, stets gebrauchte Sensationslust, die bald schwächer, bald stärker die Menge wie den Einzelnen packt, die es immer gab und geben wird, ist seit jeher ein Ziel gewesen, nach dem die fogenannten Wohlthätenden ihre Pfeile verschossen. Man kann gewiß nicht leugnen, daß die Entseelung des Lebens mit dem Steigen eines Dranges nach Aufregung zusammenhängt, und daß es traurig bleibt, wenn ermüdete Nerven durch qualvoll erdachte Sensationen aufgereizt werden wollen, statt edle Freude am großen Kunstwerk zu verlangen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der arbeitende Großstädter eben ermüdete Nerven hat, und daß die große Kunst einen Reichtum an Gefühl und Aufnahmefähigkeit verlangt, über den die wenigsten verfügen.

Der alte Sog, daß nur ein wirklich Gebildeter und ein ganz Rauber stille, edle Freude an großer Kunst haben, beharrte sich auch dem Sensationsbedürfnis der neuesten Zeit gegenüber. Reide lehnen es ab, oder haben es wenigstens nicht und überlassen es jener bunt zusammengewürfelten Menge, die vom blafferten Ueberreichten bis zum abgespannten Arbeiter die ganze Großstadtbevölkerung umfaßt. Diese Fülle von Menschen glaubt ein Recht auf Sensationen zu haben, weil sie diesen Reizentiegel braucht, und würde eine Zeitung nicht noch immer für viel besser als die meisten anderen. Er fühlte sich nur unglücklich arm, aber innerlich intakt und dieser unberechtigten Stolz hatte ihn äußerlich aufrecht gehalten.

Jetzt aber, in dieser unwürdigen Stellung, in der Gewalt unermünder Bestien, deren Selbstsucht allein sein Leben preisgegeben war, da grante ihm seine Verkommenheit verhilft an, da kam es ihm zum Bewußtsein, wie tief er unter diesen Thieren hänge. Die Unwürde war zur greifbaren Materie geworden, die aus dem Rachen der heißen Doggen rann, und er mußte still halten bei dieser Schmach.

Wüthlich fühlte er die schnuppernde, kalte Schnauze eines Hundes seine Hand berühren; ein freudiges Winseln, ein lautes Jubelgeheul schlug an sein Ohr und eine warme Junge fuhr ihm lebend über das Gesicht. Wüthend öffnete er die Lider und starrte in die Augen des Jagdhundes, der eine Beute unfähiger Freude, mit der breiten Pfote über die Brust des Liegenden strich und hierbei vor Aufregung jene sprechenden, winkelnden Laute ausstieß, mit denen ein Hund seinen lang vermißten Herrn begrüßt.

Ein trampfhaftes Jittern unlagbarer innerer Bewegung schloß den Unglücklichen. Er erkannte Caro, seinen alten Hühnerhund und heiß, brennende Scham war ihm in die Wangen geflogen. Er, der Mensch, schämte sich vor dem Tiere. Er wandte den Kopf ab. Als aber der Hund nicht abließ von seiner plumpen Fährlichkeit und die Pfote immer wieder bat und schmeichelte, da gerach etwas in dem elenden Menschen. Die Schmutzkruste, die sich um alle klingenden Saiten seiner Seele gelegt und die bisher flump und ersticht den Ton verlogten, fiel plötzlich von ihnen ab, der erste reine Afford überströmender Dankbarkeit klang zwingend in ihm auf, und schreiend vor menschlicher Wonne und dankbarem Empfinden legte er beide Hände um den Hals des Tieres. „Caro!“

Doch hatt das Schmeichellaute entfuhr ihm ein Schmerzensschrei, denn eine Dogge hatte ihm mit wüthendem Bisse den Arm gefaßt.

Da flammten die bliden Augen des alten Hundes auf in tobenher Wut. Mit einem Sage war er der Dogge, die sich dessen nicht versch, mit stumpem Jahn an die Kehle gesprungen. Rosenbes Kampfschrei drang durch die Stille der Nacht. Die zweite Dogge hatte sich in Caros Genid begeben, der heulend vom Geuer abließ und nun rettungslos der Liebermacht der gewaltigen Bestien preisgegeben war. Da aber schnellste der Mann auf und warf sich schlingend dazwischen. Was galt ihm das Leben? Mit Fäusten und Füßen hieb und stampfte er in den halgenden Anäuel, bis er halb gerissen, beunruhigtlos zu Boden sank.

Als er zu sich kam, lag er im Schlosse, in Mütter's Arbeitszimmer, betruet von den erschröcktesten Schloßbewohnern, und auf dem Teppiche vor dem Bette sah Caro, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet. Die Wahrungslust der Zigeunerin war eingetroffen.

Ein erschörender Seufzer der Erleichterung hob die Brust des Sterbenden, dem sich beim Anblicke des von ihm geretteten Hundes ein siegestrobes Lächeln um die bleichen Lippen legte.

Reines Mißverständnis. „Wie, in Rom waren Sie und haben die Via Appia nicht gesehen?“ „Nun, vielleicht ist sie auch mal in Berlin ein Gastspiel!“

Doch die Rückkehr zur Einfachheit ist nicht leicht. Sie ist viel zu schwer, als daß eine Generation, die alle Aufregungen der Sicherheit, des Genusses, des schamlos Uebertriebenen durchkostet, ohne weiteres zu ihr zurückkehren könnte. Eine furchtbare Klust gähnt zwischen den Menschen, die in hellen Höfen der Aufregung nachhüpfen, um ja dabei zu sein, um etwas „los“ zu sein, und den Stillen im Lande. Es gibt keine Brücke, keine zwangsweise Belehrung, nicht einmal ein Erleben zur Abscheu, nur die Möglichkeit, den Ursachen der Sensationslust nachzugehen und ihnen allmählich ein Ende zu machen.

Man hat auch viel von einer Veredlung der verschiedenen Reizmittel gesprochen, an denen das Publikum Gefallen findet. Das halte ich für vergebliche Liebesmühe, denn es gehört zu dem Erziehungsvorhaben, wo nichts mehr zu erziehen ist. Es wird überhaupt zu viel ertragen und zu wenig gebildet. Das wahre Bilden formt sich von innen heraus, es gestaltet, ändert und kann nur stattfinden, wenn es von einem künstlerischen Willen befehlet ist. Es greift die Ursachen an, die zur Sensationslust und ähnlichen Gebrechen unserer Zeit geführt haben, und wo es die bessere Absicht zur siegreichen Bollendung führt, kann ihm der bauernde Erfolg nicht fehlen. Aber aber nicht gebildet, sondern nur erzogen ist, schlägt aus, sobald der Zukunftseifer fehlt. Er stürzt sich schon aus Widerspruchgeist in die thörichtsten und aufregendsten Zerstreungen und wird sogar Fröhslichkeit beucheln, wenn er kein Vergnügen an der Sache empfindet. Viele von denen, die jeder Sensation nachlaufen, haben Angst, für langweilige Leute, für Spielverberber und traurige Gesellen gehalten zu werden, wenn ihre Anwesenheit nicht überall bemerkt wird.

Der Gefahr, daß unser ganzes Leben gerollert, wie der Tag eines Mögen in der Großstadt, entgegen nur jene, die ihre Gedanken auf sich selbst konzentrieren können und dadurch aufnahmefähig bleiben für Dinge von allgemeinem Interesse. Man wird mir erwidern, daß noch niemals so intensio und konzentriert gedacht worden ist wie in der Gegenwart, und daß der moderne Mensch gerade durch diese Konzentration in seinem Berufsleben oder im Sport gezwungen wird, sich sonst vollständig gehen zu lassen und Nerven wie Sinnen stark, wechselreiche Kost zu bieten. Wenn diese Kost wirklich neue Kraftquellen erschließen würde, gewiß, aber die Sensation gleicht dem Alkohol, wenn nicht schlimmeren Bekäubungsmitteln. Sie gibt weder der Phantasie, noch dem Geist, dem Gemüth und betriegt ihr Opfer, indem sie es seffelt. Wir tun das meiste, was wir tun, den anderen zu Liebe. Wir unterhalten uns, weil wir als Mitspieler auf der Lebensbühne möglichst lustig vor einem Parterre von Fremden agieren wollen, wir flüchten auf die Szene vor uns selbst, weil wir Frauen vor der Einsamkeit hinter den Kulissen empfinden.

So verwechselt der moderne Mensch allzuoft und allzuleicht den Willen der anderen mit dem eigenen und eilt, fremde Wünsche zu erfüllen, die da oder dort an sein Ohr schlagen und ihm aus Stumpfheit für selbstgevooll stellen. Nur die wenigsten sind sich dessen bewußt, wer sie eigentlich sind, und bleiben sich unklar über das, was sie wollen oder nicht wollen. Deshalb greifen sie nach dem Nächsten, was sich die Hände der Weggenossen ausstrecken, und drängen dahin, wo der größte Lärm herrscht, wo das lauteste Lament zum Verweilen ladet. Nur nicht Verweilen, nur kein Befinnen auf sich selbst! Im ewigen Wechsel der Einbrüche schweigt allein jene Furcht vor der Entseelung des Lebens, jene Angst vor der inneren Leere, die von Großstadt zu Großstadt, von Sportplatz zu Sportplatz treibt, die in allen Restaurants wohnsinnig gelbende Luft ertönen läßt, die dem Schauerfilm im Kino Zuschauer bringt und alle Gedanken, alle Sehnsucht aus dem Rahmen des Unendlichen reißt und in den engen Rahmen des Aktuellen, des rasch Verangänglichen zwängt.

Jede Kost, jedes Auf-sich-selbst-Befinnen wird zum Verhängnis, sobald dieses Selbst arm und nichtig in seiner Umgebung verschwindet. Wer sich aber das Bewußtsein erkämpft hat, daß unser eigentliches Leben außerhalb des Gelderwerbs, der Alltagsorgen und Vergnügungen liegt, wird in sich ausfinden lassen, was auf ihn einwirkte oder von ihm ausging. In diesen Ausfinden liegt das vertiefte Sein, des Wesens innerer Reichtum.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß die nervengrüttende Lebensjagd und in ihrer Folge die Sensationslust von einem schläfrigen Dahindämmern abgelöst werden sollen. Nein, die Güte des klugen, rasch erfassenden Bildes, die Entschlußfähigkeit zu schneller Handeln sind notwendige Waffen im Daseinskampf der Zeit. Aber die Unmöglichkeit, in stillen Stunden froh und lebensbejahend zu bleiben, muß überwunden, das Bedürfnis nach Sensation um der Sensation willen ausgerottet werden. Nur dann liegt jene Freude zurück, nach der wir alle trachten, jener festliche Sinn, der einer Feiersstunde nicht zum Ausspannen, sondern zum Gesetzen bedarf.

Schönheitspflege.

Einfache Regeln zur Befolgung im Sommer.

Die Sonne ist die größte Feindin der Frauenschönheit. Eine jede schöne Frau hat wohl ihre eigenen Mittelchen, die sie in diesem alljährlich wiederkehrenden Kampfe gegen die Sonne erprobt hat. Aber dennoch mag sie unter den folgenden Schönheitsrezepten, die der Wissenschaft eines der ersten Pariser Schönheitsärzte entlehnt sind, das eine oder das andere Nützliche finden. Die Grundweisheit jeder Schönheitsstille ist: „Wahrscheinlich nur mit weichem Wasser!“ Gerade für den Sommer ist dies von eminenter Bedeutung. Weiches Wasser ist reines Wasser, während das harte Wasser einen zu hohen Gehalt an Kalt- und Magnesiumsalzen aufweist. Um nun aber ganz sicher zu gehen, ist es das Beste, wenn man zum Waschen nur gekochtes Wasser nimmt. Destilliertes Wasser ist natürlich noch besser, und wenn man dem weichen, beziehungsweise destillierten Wasser noch etwas Rosenwasser zusetzt, so hat man ein geradezu ideales Waschwasser für die Teintpflege. Sehr beliebt ist auch die Methode, dem Wasser ein wenig Aethermilch hinzuzufügen, was außerordentlich erfrischend wirken soll. Ist das Gesicht von den Sonnenstrahlen schon etwas verbrannt, so ist es am raschesten, eine zarte Creme anzuwenden und Wasser ganz beiseite zu lassen. Am ärgerlich haben aber Hals und Nacken unter den Sonnenstrahlen zu leiden; sie schützt man am besten durch eine leichte Pudersticht, die mit einer Quante fein aufgetragen und mit einem Chamoisleder behutsam verrieben wird. Vor dem Schlafengehen muß man aber eine sorgfältige Waschung von Hals und Nacken vornehmen. Ein schöner, gefunder und vor allem auch dauerhafter Teint wird durch kurzes Duschen mit kaltem Wasser vor dem Anziehen erzielt. Eine dann etwa auftretende Rötze des Halses kann mit verdünntem Zitronensaft leicht beseitigt werden. Der ewige Jungbrunnen aber ist das Bad. Besonders sollte nach körperlichen Anstrengungen, wie Tennisspiel, Rudern, Märschen, auch nach dem Tanzen u. s. w. ein Bad genommen werden. Erst in zweiter Linie fällt bei den Bädern der Zusatz von Salzen ins Gesicht. Besonders betont sei, daß nach Meinung besser, die es wissen müssen, weit besser als alle diese aromatischen Bäder das alte Senfbad ist. Eine tägliche leichte Massage der Kopfhaut mit dem Fingerspitzen, die mit etwas reinem Del angefeuchtet sind, wird selbst an den heißesten Tagen jeden Kopfschmerz bannen und dem Kopfschmerz den üppigen Glanz erhalten.

Man hat auch viel von einer Veredlung der verschiedenen Reizmittel gesprochen, an denen das Publikum Gefallen findet. Das halte ich für vergebliche Liebesmühe, denn es gehört zu dem Erziehungsvorhaben, wo nichts mehr zu erziehen ist. Es wird überhaupt zu viel ertragen und zu wenig gebildet. Das wahre Bilden formt sich von innen heraus, es gestaltet, ändert und kann nur stattfinden, wenn es von einem künstlerischen Willen befehlet ist. Es greift die Ursachen an, die zur Sensationslust und ähnlichen Gebrechen unserer Zeit geführt haben, und wo es die bessere Absicht zur siegreichen Bollendung führt, kann ihm der bauernde Erfolg nicht fehlen. Aber aber nicht gebildet, sondern nur erzogen ist, schlägt aus, sobald der Zukunftseifer fehlt. Er stürzt sich schon aus Widerspruchgeist in die thörichtsten und aufregendsten Zerstreungen und wird sogar Fröhslichkeit beucheln, wenn er kein Vergnügen an der Sache empfindet. Viele von denen, die jeder Sensation nachlaufen, haben Angst, für langweilige Leute, für Spielverberber und traurige Gesellen gehalten zu werden, wenn ihre Anwesenheit nicht überall bemerkt wird.

Der Gefahr, daß unser ganzes Leben gerollert, wie der Tag eines Mögen in der Großstadt, entgegen nur jene, die ihre Gedanken auf sich selbst konzentrieren können und dadurch aufnahmefähig bleiben für Dinge von allgemeinem Interesse. Man wird mir erwidern, daß noch niemals so intensio und konzentriert gedacht worden ist wie in der Gegenwart, und daß der moderne Mensch gerade durch diese Konzentration in seinem Berufsleben oder im Sport gezwungen wird, sich sonst vollständig gehen zu lassen und Nerven wie Sinnen stark, wechselreiche Kost zu bieten. Wenn diese Kost wirklich neue Kraftquellen erschließen würde, gewiß, aber die Sensation gleicht dem Alkohol, wenn nicht schlimmeren Bekäubungsmitteln. Sie gibt weder der Phantasie, noch dem Geist, dem Gemüth und betriegt ihr Opfer, indem sie es seffelt. Wir tun das meiste, was wir tun, den anderen zu Liebe. Wir unterhalten uns, weil wir als Mitspieler auf der Lebensbühne möglichst lustig vor einem Parterre von Fremden agieren wollen, wir flüchten auf die Szene vor uns selbst, weil wir Frauen vor der Einsamkeit hinter den Kulissen empfinden.

So verwechselt der moderne Mensch allzuoft und allzuleicht den Willen der anderen mit dem eigenen und eilt, fremde Wünsche zu erfüllen, die da oder dort an sein Ohr schlagen und ihm aus Stumpfheit für selbstgevooll stellen. Nur die wenigsten sind sich dessen bewußt, wer sie eigentlich sind, und bleiben sich unklar über das, was sie wollen oder nicht wollen. Deshalb greifen sie nach dem Nächsten, was sich die Hände der Weggenossen ausstrecken, und drängen dahin, wo der größte Lärm herrscht, wo das lauteste Lament zum Verweilen ladet. Nur nicht Verweilen, nur kein Befinnen auf sich selbst! Im ewigen Wechsel der Einbrüche schweigt allein jene Furcht vor der Entseelung des Lebens, jene Angst vor der inneren Leere, die von Großstadt zu Großstadt, von Sportplatz zu Sportplatz treibt, die in allen Restaurants wohnsinnig gelbende Luft ertönen läßt, die dem Schauerfilm im Kino Zuschauer bringt und alle Gedanken, alle Sehnsucht aus dem Rahmen des Unendlichen reißt und in den engen Rahmen des Aktuellen, des rasch Verangänglichen zwängt.

Jede Kost, jedes Auf-sich-selbst-Befinnen wird zum Verhängnis, sobald dieses Selbst arm und nichtig in seiner Umgebung verschwindet. Wer sich aber das Bewußtsein erkämpft hat, daß unser eigentliches Leben außerhalb des Gelderwerbs, der Alltagsorgen und Vergnügungen liegt, wird in sich ausfinden lassen, was auf ihn einwirkte oder von ihm ausging. In diesen Ausfinden liegt das vertiefte Sein, des Wesens innerer Reichtum.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß die nervengrüttende Lebensjagd und in ihrer Folge die Sensationslust von einem schläfrigen Dahindämmern abgelöst werden sollen. Nein, die Güte des klugen, rasch erfassenden Bildes, die Entschlußfähigkeit zu schneller Handeln sind notwendige Waffen im Daseinskampf der Zeit. Aber die Unmöglichkeit, in stillen Stunden froh und lebensbejahend zu bleiben, muß überwunden, das Bedürfnis nach Sensation um der Sensation willen ausgerottet werden. Nur dann liegt jene Freude zurück, nach der wir alle trachten, jener festliche Sinn, der einer Feiersstunde nicht zum Ausspannen, sondern zum Gesetzen bedarf.

Alle Gräber dürfen in China nur bei einem Dynastiewechsel gestört werden.

Wer sich viel über andere ärgert, hätte meist Grund, sich selbst zu ärgern.

Grand Island Oye Works. Reingen, Bügeln und Repariren von Damen und Herrenkleidern. Telephon: 374. 216 östlich 3ter Straße Grand Island, Nebr.

Dr. H. B. Boyden. Arzt und Wundarzt oberhalb Baumann's Apotheke. Tel. Office 1510 Wohnung 1337.

Grand Island Undertaking Co. Giensterte Einbalsamirer. Telephon: 508, 1588 und 1142 1860 G. A. 1908 Grand Island, R. G. Van Egghen Nebraska

Bayard H. Paine. Advokat und Rathgeber. Omaha, Nebraska. Abtheile unterhalb. Erlangt Zeugnisse und Rechtsle. Kollektionen.

Storz's Triumph Beer. A TRIUMPH IN THE ART OF BREWING. BEER. Includes an image of a man holding a glass.